



Risiken der Männlichkeit

Die Anstrengungen der Frauenbewegung zur sozialen und wirtschaftlichen Gleichstellung der Frau haben respektable Erfolge bewirkt und das öffentliche Interesse auf das Thema „Gender“ gelenkt, freilich um den Preis einer Vernachlässigung des Themas „Männlichkeit“. Erst in den letzten Jahren erfährt auch das Thema „Männlichkeit“ verstärkte Zuwendung. Sich mit der sozialen Kategorie „Mann“ zu beschäftigen ist nicht ohne Tücken, signalisiert doch bereits die Alltagswahrnehmung, dass es **den** Mann nicht gibt, sondern sich die Gattung aus einer facettenreichen Vielzahl von Protagonisten rekrutiert.

Worüber also ist zu sprechen? Zum einen über Männlichkeit als statistischem Aggregat, wenn es beispielsweise darum geht, Risiken geschlechtsspezifisch zu vergleichen. Zum anderen wird über Stereotypen zu sprechen sein, also um Zerrbilder aus einseitig verdichteten Eigenschaften über bestimmte Personen oder Personengruppen, die Leitbildfunktion annehmen und für die ungleiche Verteilung von Lebenschancen und Risiken verantwortlich werden können. Ferner werden bestimmte Lebensstilgruppen anklingen, deren Repräsentanten in höchst unterschiedlicher Weise von Risiken betroffen sind.

Bei der Durchsicht der Bevölkerungsstatistik fällt auf, dass Männer hierzulande eine um etwa sechs Jahre geringere Lebenserwartung haben als Frauen [Stat. Bundesamt 2002a] – ein Sachverhalt, der sich nur unzureichend damit belegen lässt, dass weniger Männer in hohe und sehr hohe Lebensalter vorstoßen. Vielmehr ist festzustellen, dass in jedem Lebensjahrzehnt unterhalb der durchschnittlichen Lebenserwartung mehr Männer als Frauen ableben. Die nachfolgende Auflistung macht deutlich, dass es sich bei den Ursachen für Erkrankungen, Verletzungen und Todesfälle weniger um biologische Tatsachen handelt, sondern um bestimmte Verhaltensweisen, die persönliche Präferenzen und Strategien erkennen lassen und dabei durchaus dem gesellschaftlichen Bild von Männlichkeit zu entsprechen scheinen. Männer und vor allem männliche Jugendliche zeigen in Verkehr, Freizeit und Sport besonderes Risiko-Verhalten und verunglücken weitaus häufiger als Frauen: von den 2001 durch Unfälle mit Transportmitteln Verstorbenen waren in Deutschland 73 Prozent Männer [Stat. Bundesamt 2003]. Männer dominieren mit 89 Prozent bei den unter Alkoholeinfluss verunfallten Autofahrern [DHS 2003, S. 108]. Bei durch Verletzungen, Vergiftungen und äußeren Einwirkungen

Getöteten beträgt das Verhältnis 63 zu 37 Prozent [Stat. Bundesamt 2003]. Männliche Jugendliche, Heranwachsende und Erwachsene dominieren die Kriminalitätsstatistik sowohl auf Tatverdächtigen- (3,4:1), der Verurteilten- (4,5:1) [Heinz 2002] als auch auf der Opferseite: wie eine jüngst durchgeführte, bundesweite Studie belegt, „prügelt sich mehr als ein Drittel aller Schüler mindestens einmal im Monat. Jeder Zehnte wendet regelmäßig körperliche Gewalt gegen Mitschüler an, um seine Forderungen durchzusetzen, und rund sechs Prozent kommen mit einem Messer oder Reizgas in die Schule“ [Kanders 2003, S. 1022]. Gleichzeitig ist festzuhalten, „wenn auf dem Schulhof geprügelt wird oder Jugendgangs Terror verbreiten, dann trifft es weitaus häufiger Jungen als Mädchen“ [Romberg 2003, S. 68]. Dieses Muster scheint sich im weiteren Lebensverlauf fortzusetzen: durch tätliche Angriffe kamen in Deutschland im Jahr 2000 mehr Männer als Frauen ums Leben [Stat. Bundesamt 2002b, S. 426 f.]. Männer führen die Suchtstatistik an – im Jahr 2000 wurden achteinhalb Mal mehr Männer wegen Verstoßes gegen das Betäubungsmittelgesetz verurteilt als Frauen [Stat. Bundesamt 2002b, 350 f.], sie dominieren aber auch bei Tabak- und Alkoholmissbrauch [DHS 2003, S. 48 u. 124].

Auf den ersten Blick erscheinen Männer robuster und weniger krank als Frauen. Sie sind mit der Gesundheit subjektiv zufriedener und suchen seltener als Frauen den Arzt auf. Zieht man die Todesursachenstatistik zu Rate und untersucht, um Alterseffekte zu vermeiden, die Gruppe der 45- bis 65-Jährigen, also Personen, die deutlich unter der durchschnittlichen Lebenserwartung liegen und „normalerweise“ nicht mit dem Ableben rechnen müssen, dann werden jedoch interessante Muster erkennbar: Männer dominieren vor allem bei solchen Todesarten, deren Grunderkrankungen als „Typ A“



Autor

Dr. Michael M. Zwick

studierte an der Universität München Soziologie, Sozialpsychologie und politische Wissenschaften. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Technik- und Umweltsoziologie der Universität Stuttgart. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten zählen Forschung zur Technik- und Risiko-Wahrnehmung, zu Lebensstilen und Prozessen gesellschaftlicher Modernisierung. Kontakt: zwick@soz.uni-stuttgart.de www.michaelmzwick.de



firmieren [Bründel/Hurrelmann 1999, S. 139] und als Antwort des Körpers auf fortwährende Überforderung, Dominanzverhalten und mangelnde Rücksichtnahme auf den Körper und dessen Warnsignale gedeutet werden können: bei Krankheiten des Kreislaufsystems, die einen tödlichen Ausgang nehmen, liegen sie um den Faktor 2,9 vor den Frauen, bei Herzinfarkten sogar um das 4,1-fache und bei Schlaganfällen um das 2,3-fache [Statistisches Bundesamt 2002b, S. 426 f.]. Die Schlussfolgerung liegt nahe: „Männlichkeit ist ... für sich genommen ein Risiko-Faktor“ [Bründel/Hurrelmann 1999, S. 104]. Dazu kommt, dass in unserer Gesellschaft Männern die härtesten und schwersten Berufe vorbehalten sind, die große körperliche Anstrengungen erfordern. Oftmals sind sie Wind und Wetter, Staub und Lärm, einseitigen Belastungen, hohen Unfallrisiken oder gesundheitsbelastenden Substanzen ausgesetzt.

Das „starke Geschlecht“ - ein Mythos?

Auch das Image der Männlichkeit als dem starken Geschlecht zeigt Risse: pränatal sterben mehr männliche als weibliche Föten. Dieses Muster setzt sich bei Säuglingen fort: je 100.000 Lebendgeborenen starben 2000: 487 männliche, aber nur 387 weibliche Säuglinge im ersten Lebensjahr [Stat. Bundesamt 2002b, S. 422]. In der Schule fällt das Gros der Lern- und Verhaltensstörungen auf Jungen. 2001 waren 64 Prozent der Sonderschüler männlich [Stat. Bundesamt 2002b, S. 363]. In der Gruppe der 45 bis 65-Jährigen kommen mehr als dreieinhalb mal so viele Männer wegen psychischer Störungen ums Leben als Frauen [Stat. Bundesamt 2002b, S. 426 f.]. Die Todesursachenstatistik weist in Deutschland für Männer eine um das Mehrfache höhere Suizidrate auf als für Frauen: unter den 2001 durch eigene Hand Getöteten waren 74 Prozent Männer [Stat. Bundesamt 2003]. Die Zahlen könnten darauf hindeuten, dass Männer in die Rolle des starken, dominanten Geschlechts hineindrängt werden, diese übernehmen und nicht wenige an den Folgen fortgesetzter Überlastung und Fehlanpassung leiden, erkranken oder vorzeitig sterben.

Ursachenforschung: wie wird der Mann zum Mann?

Sieht man von den vorgeburtlichen Unterschieden einmal ab, dann wird deutlich, dass die Risiken der Männlichkeit im Wesentlichen aus sozialen Rollen beziehungsweise Handlungsmustern resultieren, die teilweise freiwillig über-

nommen werden – etwa riskantes Verhalten in Verkehr oder Freizeit – teilweise aber von der Gesellschaft zugemutet werden. Historische, inter- und subkulturelle Unterschiede machen deutlich, dass es sich bei den vorherrschenden Erscheinungsformen von Männerwelten weder um biologische Ursachen noch um anthropologische Konstanten handeln kann [Durkheim, zit. in Meuser 1998, S. 42; Brandes 2002, S. 111 ff.; Meuser 1998, S. 7–8; Zulehner/Volz 1998, S. 35 ff.], sondern um kollektive gesellschaftliche Konstruktionen beziehungsweise erlerntes Rollenverhalten [Bründel/Hurrelmann 1999, S. 48; Meuser 2001]. Die Identitätsbildung beruht auf einem lang anhaltenden Lernprozess, in dem sich Menschen die sie umgebende Kultur aneignen. Dazu gehören umstandslos auch das Erlernen gesellschaftlich vorgeprägter Geschlechtsrollen und die Ausbildung einer Geschlechtsrollenidentität. In der modernen Genderforschung hat sich deshalb die Einsicht durchgesetzt, dass Geschlecht nicht biologisch determiniert, sondern sozial definiert, konstruiert und erlernt ist [Brandes 2002, S. 20 f.]. Sie trifft die Unterscheidung zwischen biologischem Geschlecht – „Sex“ – und sozialem Geschlecht – „Gender“. Letzteres umfasst jene Schemata, wie man sich als Mann oder Frau „richtig“ verhält.

„Ist es ein Junge oder ein Mädchen?“

Die Beantwortung der Frage setzt Vorstellungen darüber in Kraft, was von einem Jungen oder Mädchen schlechterdings erwartet werden darf, welche Rollen einem „richtigen“ Jungen oder Mann angemessen sind und wie diese Rollen auszufüllen sind. Diese Vorstellungen sind geeignet, den Prozess der Erziehung zu steuern. „Jungen werden nicht als Jungen geboren, sondern dazu gemacht. Durch Beeinflussungsmechanismen der Eltern werden Jungen darauf gedrillt, sich ‚typisch‘ männlich zu verhalten“ [Bründel/Hurrelmann 1999, S. 48]. Manche Eltern werden beteuern, sorgsam darauf zu achten, diese Mechanismen zu vermeiden. Die Autoren verweisen jedoch zum einen darauf, dass der Geschlechterbias im Erziehungsverhalten meist sehr subtil verläuft [Bründel/Hurrelmann 1999, Kap. 1.2]. Zum anderen machen sie deutlich, dass sich der Erziehungsprozess keineswegs allein im Elternhaus abspielt, sondern sich auf das gesamte Leben und unterschiedlichste Lebensbereiche erstreckt: „Geschlecht und Geschlechtsrollenidentität werden durch soziales Handeln, das immer geschlechtsbezogen ist, erworben, und zwar nicht innerhalb einer ab-

grenzbaren Lebensphase, sondern in einem permanenten und lebensbegleitenden Konstruktionsprozess aktiv hergestellt und ständig in sozialen Praktiken eingeübt. Sowohl Jungen und Männer als auch Mädchen und Frauen eignen sich ihr Geschlecht fortwährend selbst an und werden darin von anderen unterstützt“ [Bründel/Hurrelmann 1999, S. 15]. Geschlecht ist das Produkt gelebter sozialer Praxis [Connell 1995, S. 55].

Der Prozess der Mann- beziehungsweise Frauwerdung nimmt im Elternhaus seinen Ursprung. Er findet seine Fortsetzung im Kindergarten, im Kreise Gleichaltriger, in der Schule, beim Sport, über Medieninhalte, in Partnerschaften, beim Kontakt mit gesellschaftlichen Institutionen und im Erwerbsleben. Mag der Bias im Einzelfall auch schwach ausgeprägt sein, so kann sich in der Summe doch ein recht starker Effekt einstellen. Dann nämlich, wenn in all diesen Institutionen die vorherrschenden Geschlechterstereotypen in gleicher Richtung wirksam werden.

Männlichkeitsstereotypen

Die Attribute, die Jungen oder Männern zugeordnet werden, sind Kraft, Aggression, Mut, Härte, Abenteuerlust und Erlebnishunger, Waghalsigkeit, Unabhängigkeit, Durchsetzungsfähigkeit, Dominanzverhalten, ein starker Wille zu Siegen, Sach- und Technikkompetenz, sowie eine besondere Neigung zu Regelverstößen. Auch Gewalt und die Fähigkeit, sich gegen Angriffe zur Wehr setzen zu können, werden vorwiegend mit Männlichkeit assoziiert.

Unumstritten ist, dass das Leben vieler Männer zugeschnitten ist auf Wettbewerbsdenken, auf eine fortwährende Suche nach Anerkennung, den Drang, um jeden Preis zu beeindrucken [Biddulph 2003, S. 13 ff.], teilweise auch Macht und Herrschaft über andere auszuüben und ihren Einfluss- und Herrschaftsraum gegenüber anderen zu verteidigen oder auszuweiten. Haben sich in den vergangenen Dekaden immer mehr Frauen von den „drei Ks“ – Kinder, Küche, Kirche – freigemacht, so scheinen viele Männer an ihren Ks festzuhalten, an einer oft einseitigen Ausrichtung an „Konkurrenz“ und „Karriere“, der nicht selten der „Kollaps“ auf dem Fuße folgt [Bründel/Hurrelmann 1999]. Die offensichtliche Riskantheit dieses verengten Rollenspektrums sollte zu denken geben – vieles spricht dafür, dass persönliches Lebensglück mit der Vielseitigkeit einer Person, mit Interessenvielfalt und Wahlfreiheiten korrespondiert.

Der amerikanische Männerforscher Herb Goldberg hat mit Blick auf Geschlechterstereotypen eine Männlichkeitsskala entwickelt. Danach gelte man als umso männlicher, mit je weniger Schlaf man auskomme, je mehr Schmerzen man ertragen könne, je mehr Alkohol man vertrage, je weniger man sich um seine Ernährung kümmerge, je seltener man andere um Hilfe bitte, je weniger man von anderen abhängig sei, je besser es gelinge, seine Gefühle zu kontrollieren und je weniger man auf seinen Körper achte [Goldberg, zit. in Döge 1999, S. 1]. Die Kehrseite von Imponiergehabe und „Toughness“ wird im Verzicht auf Weichheit, Sensibilität, Empathie und dem Ausleben von Gefühlen gesehen: „Jungen weinen nicht“, „Indianer kennen keinen Schmerz“ und „benimm Dich gefälligst wie ein Mann!“ Solche Mechanismen können dazu führen, dass sich viele Männer in Gefühlsleben und Einfühlungsvermögen selbst beschränken. Emotionale Verunsicherung scheint sich vielfach auch in „Männergesprächen“ niederzuschlagen, die oftmals als erstaunlich rational und sachorientiert beschrieben werden und um wenige dominante Themen zu kreisen scheinen: um Beruf, Sport, Politik, Technik beziehungsweise Computer und um Autos. Männer, die über persönliche Probleme sprechen, geraten hingegen leicht in den Verdacht, schwach zu sein und nicht „Manns genug“, Schwierigkeiten selbst aus der Welt schaffen zu können.

Aufwachsen in der vaterlosen Gesellschaft

Wir leben zunehmend in einer „vaterlosen Gesellschaft“ [Mitscherlich 1973]. In Deutschland wird mehr als jede dritte Ehe geschieden, in den Großstädten nahezu jede zweite – Tendenz steigend. Aber auch im Falle der Trennung von Partnerschaften bleiben die Kinder zumeist bei den Müttern [Der Spiegel 1997]. Darüber hinaus verstärken die wachsenden Leistungsanforderungen im Arbeitsleben den Funktionsverlust von Vätern bei der Kindererziehung. Nüchtern betrachtet erweisen sich Medienberichte über den neuen, an Haushalt, Familie und Kindererziehung orientierten Mann, als Mär: „Väter engagieren sich – abgesehen von den ersten 14 Tagen nach der Geburt eines Kindes – noch weniger als Nicht-Väter bei der Hausarbeit. Nur jeder 20. Mann ist bereit, beruflich zugunsten der Hausarbeit oder der Kindererziehung zurückzustecken“ [Bründel/Hurrelmann 1999, S. 58 f.]. Zwischen 1998 und 2000 haben in Deutschland lediglich 1.6 Prozent der Väter Erziehungsurlaub genommen [Wissenschaftlicher Dienst 2002]. Solche Zahlen entlarven den familien-



orientierten Vater, der aktiv an der Erziehung der Kinder teilhaben will, als Sonderfall, nicht als die Regel. Gerade die frühen Sozialisationsphasen sind bis heute vorwiegend Frauensache: von der Tagesmutter angefangen, über die Kindergärtnerin, bis zur Vor- oder Grundschullehrerin. Frauen spielen die dominierende Rolle bei der Sozialisation von Kindern.

Vielen Jungen kommt damit die männliche Identifikationsfigur abhanden: ab einem bestimmten Alter müssen sie sich von der Frauenrolle distanzieren, wollen sie sich nicht den Sanktionen ihrer Geschlechtsgenossen aussetzen und als „Schwächling“, „Weichei“, „Mutter-söhnchen“, „Warmduscher“ oder „Heulsuse“ verspottet zu werden. Der vaterlosen Gesellschaft mangelt es an lebensstauglichen und realistischen Vorbildern für „gelungene“, das heißt entspannte, in sich ruhende, kraftvoll-gelassene Männlichkeit, die die Sucht nach immer neuen Männlichkeitsbeweisen befrieden könnte. Fehlen diese Vorbilder, dann entsteht Verunsicherung und die Neigung, kulturell vorgefertigte Männlichkeitsschemata zu übernehmen. Die massenhafte Darstellung von Gewalt in den Medien ruft seit Jahrzehnten Kritiker auf den Plan. Die Werbebranche setzt Trends und Normen, formt und verbreitet Leitbilder – auch und gerade Geschlechterstereotypen [Bründel/Hurrelmann 1999, S. 167] – deren gesellschaftliche Wirksamkeit unter Erfolgszwang steht. Die massenhafte Verbreitung verzerrter männlicher Lebensmodelle kann das, was Connell als „hegemoniale Männlichkeit“ [Connell 2000] bezeichnet hat, verstärken: die Neigung, den eigenen Einfluss-, Kontroll- und Herrschaftsbereich fortwährend zu erweitern, und, um der verunsicherten männlichen Identität willen, mit ungezügelter Leistungs- und Konkurrenzverhalten die benötigten Erfolge zu erzielen und aufkommende Zweifel an der Erfüllung der männlichen Geschlechterrolle abzuwehren.

Der Mangel an alltagstauglichen Vorbildern und Mentoren gilt auch für das Gebiet der männlichen Sexualität [Zilbergeld 2000, S. 15]. Harte Männlichkeit verträgt sich schlecht mit Einfühlungsvermögen, Zärtlichkeit kann zum Zeichen von Schwäche geraten. Der „Macho“ ist dabei ebenso ein soziales Klischee wie der einsam entscheidende, von Gott und den Frauen verlassene Westernheld oder Männer vom Typ „Rambo“, die die Welt nach Gutdünken gewaltsam umkrepeln wollen. Der Mangel an erfahrenen, wohlmeinenden Mentoren kann Jugendliche anfällig machen für solche Trends. Die „ungeschriebenen männlichen sexuellen Drehbücher,

die ihnen über Medien, über das Verhalten der Erwachsenen und von Gleichaltrigen vermittelt werden, führen zu Angeberei, waghalsigen und draufgängerischen Aktionen und Imponiergehabe, um beim weiblichen Geschlecht die nötige Aufmerksamkeit zu erzielen“ [Bründel/Hurrelmann 1999, S. 83 f.].

Lösungsansätze

Was fehlt, sind realistische, alltagstaugliche Konzepte, die es Männern gestatten, eine authentische, sozialverträgliche Identität zu entwickeln. Dazu gehört auch, das Rollenspektrum über Beruf und Karriere hinaus aufzuweiten, vielfältigen Interessen nachzugehen, einen eigenen Freundeskreis zu entwickeln und zu pflegen. Männer, die sich auf die traditionellen Rollen als Karrieristen, Familienernährer und Haushaltsvorstand zurückziehen, erleben Arbeitslosigkeit, krankheits- oder altersbedingten Leistungsrückgang oder die Pensionierung oft als dramatischen Absturz, als persönliche Abwertung und schmerzlichen Verlust der persönlichen Mitte. Frauen verfügen oftmals über das besser ausgebaute Netzwerk, aber auch über praktische Kompetenzen, die helfen, das Leben jenseits der Arbeitswelt zu meistern. Die moderne „Work-Life-Balance“-Forschung gelangt zur Einsicht: „Multiple Rollen sind grundsätzlich vorteilhaft für Männer wie für Frauen ... Je mehr Rollen man ausübt, desto geschützter ist man, wenn es in einem Bereich mal nicht so gut läuft. Wie Studien belegen, können Misserfolge, Ärger und Stress besser verkraftet werden, wenn man aus einem anderen Lebensbereich Kraft und Mut holen kann ... Viele Rollen zu haben bedeutet auch, ein hohes Maß an sozialer Unterstützung zu genießen ...“ [Nuber 2003, S. 22 f.]

Im Übrigen sollte nicht vorschnell nach einer „Pädagogisierung der Männer“ gerufen werden. Erstens, weil es sich dabei um eine höchst facettenreiche Spezies handelt, deren Protagonisten zwar im Durchschnitt stärker als Frauen von den beschriebenen Mechanismen und den damit verbundenen Risiken betroffen sind, aber eben nicht alle Männer. Zulehner und Volz belegen, dass sich ein allmählicher Wandel vollzieht, von „klassischer Männlichkeit“ mit all ihren inhärenten Risiken hin zu Typen „neuer“, „pragmatischer“ aber auch „verunsicherter“ Männlichkeit. [Zulehner/Volz 1998, S. 53]

Zweitens, weil Risiken nicht nur unter Schadensaspekten betrachtet werden dürfen, sondern immer auch mit Präferenzen und Werten verbunden sind. Was den Einen ängstigt, ist



dem Anderen Lustgewinn – das tägliche Geschehen auf den Straßen, im Genuss- oder Freizeitverhalten bietet zahlloses Anschauungsmaterial. Es sollte der Entscheidung jedes Einzelnen überlassen bleiben, ob man lieber „lang und chronisch“ oder aber „wild, kurz und gefährlich“ leben möchte – jedenfalls, solange nicht Mitmenschen in Mitleidenschaft gezogen werden, die andere Risiko-Präferenzen getroffen haben.

Was sich empfiehlt, ist Aufklärung, nicht Pädagogisierung. Aufklärung über die Mechanismen, die täglich aufs Neue „klassische“ Männ-

lichkeit hervorbringen und mit ihr verbundene Zwänge und Risiken. Aufklärung kann das „selbstreflexive männliche Subjekt“ befördern. Selbstreflexivität, das heißt inne zu halten, das eigene Leben, kritische Situationen und anliegende Entscheidungen, aber auch das Zusammenleben mit anderen und die täglich zu spielenden Rollen zu überdenken. Alleine das Aufzeigen von Zerrbildern und drohenden Sackgassen der „klassischen“ Männlichkeit kann dazu beitragen, dass Alternativen gesucht und individuelle Lebensentwürfe bewusster gestaltet werden. ■

Quellenverzeichnis: Biddulph, S.: Männer auf der Suche, München 2002 / Brandes, H.: Der männliche Habitus, Bd. 2, Opladen 2002 / Bründel, H.; Hurrelmann, K.: Konkurrenz, Karriere, Kollaps, Stuttgart 1999 / Connell, R.W.: Neue Richtungen für Geschlechtertheorie – Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik, in: Armbruster, C.; Müller, U.; Stein-Hilbers, M. (Hrsg.): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse, Opladen 1995 / Connell, R. W.: Der gemachte Mann, Opladen 2000 / Der Spiegel: Sorgerecht – Verlierer sind die Männer, Nr. 47/1997 / Deutsche Hauptstelle gegen Suchtgefahren [DHS]: Jahrbuch Sucht, Geesthacht 2003 / Döge, P.: MannSein – Rolle oder Schicksal. Vortrag auf der Tagung „Politik der Liebe“ der Hessischen Gesellschaft f. Demokratie und Ökologie, 13.12.1999 / Heinz, W.: Kriminalität von Deutschen nach Alter und Geschlecht, Konstanz 2002, www.uni-konstanz.de/rtf/kik/deutsche2000/he208-7g.html / Kanders, J.: Gewaltprävention an Schulen, in: Deutsches Ärzteblatt, H. 18/2003, B 1022 / Meuser, M.: Geschlecht und Männlichkeit – Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen 1998 / Meuser, M.: Männerwelten, Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, H. 2, Essen 2001 / Mitscherlich, A.: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München 1973 / Nuber, U.: Arbeit und Familie – Wir können beides haben, in: Psychologie heute, H. 5/2003, S. 22. / Romberg, J.: Jungs, in: Geo, H. 3/2003 / Statistisches Bundesamt 2002a: Bevölkerung, Wiesbaden 2002, www.destatis.de/basis/d/bevoe/bevoetab3.htm / Statistisches Bundesamt 2002b: Statistisches Jahrbuch, Wiesbaden 2002 / Statistisches Bundesamt: Pressemitteilung vom 13.01.2003, www.destatis.de/presse/deutsch/pm2003/p0130092.htm / Wissenschaftlicher Dienst des Deutschen Bundestages: Elternzeit von Männern – Der aktuelle Begriff Nr. 4/02, Berlin 2002 / Zilbergeld, B.: Männliche Sexualität, München 2000 / Zulehner, P. M.; Volz, R.: Männer im Aufbruch, Ostfildern 1998.

Risk Management Basel II

IT-Security

BS7799 / IT-Grundschutz

Business Continuity ITIL

Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört!

Die Berührungspunkte und Abhängigkeiten zwischen Risk Management, IT-Security und IT werden immer größer. Doch bisher war es schwer, diese Themen integriert zu behandeln und die damit verbundenen Chancen zu nutzen.

Die HiSolutions AG hat nun ihre Expertise in HiScout eingebracht und so die erste integrierte Lösung für IT-Security, Business Continuity-, Risk- und IT Service-Management geschaffen.



**Aus der Praxis für die Praxis:
HiScout Portal Software**

Das bedeutet: minimierte Erfassungs- und Pflegeaufwände bei maximaler Ergebnisqualität und Miteinander statt Nebeneinander!